



Mutter und Sohn.

Epizode aus dem Leben unseres heimgegangenen Kaisers Wilhelm I.

von Robert von Hagen.

Reinhardt, Juli 1810!

Zwei strahlende blaue Augen, „des Königs Lebenssterne“, wie dieser sie genannt, hatten sich für immer geschlossen.

Friedrich still lag's über dem Schlosse Hohenzieritz. Jeder Laut schien ausgeschloffen, nirgends ein Zeichen des Lebens oder der Bewegung, überall Todtenstille.

„Düster, lieber guter Bernhardt, warten Sie noch eine kleine Weile und helfen Sie mir dort von jenem schönen Eichenlaub ein wenig zur Hand schaffen“, erwiderte der Prinz zärtlich.

„Zu welchem Zweck befehlen der Prinz das Eichenlaub und die Blumen?“ „Bernhardt“, erwiderte in fast vorwurfsvollem Ton Prinz Wilhelm.

„Königliche Hoheit, theurer Prinz“, sagte er stammelnd, „geben Sie mir die Blumen, ich werde den Kranz herstellen und Ihnen denselben sodann übergeben.“

„Wein, nein“, sagte Prinz Wilhelm, das blonde Lodenhaar langsam schüttelnd, „nein, guter Bernhardt, ich danke, ich will den Kranz selbst winden.“

Der König, sich niederbeugend, legte wie segnend, wie tröstend oder dankend die eine Hand auf des Prinzen Haupt, die andere auf dessen Schulter.

Heute nach 79 Jahren ist das Sterbezimmer der Fürstin, deren edles Ahn als Königin, Gattin und Mutter fortleben wird, wenn längst ihr Grabmal von der Zeit zertrümmert ist, unbedenkt erhalten, wie es zur Stunde war, als ihre Augen sich schlossen.

bringen und neben der Stelle aufhängen, wo die edle Königin, welcher für immer den Eden des weidlichen Geschlechtes ein stillleuchtendes, fähiges Vorbild bleiben wird, den letzten Seufzer ausstuchte.

Die spanischen Dienstmädchen.

Von Hans Müller. (Schluß.)

Wenn für eine richtige Criada zwei Liebhaber durchaus erforderlich sind, so ist damit nicht gesagt, daß diese nun die einzigen sein müssen, im Gegentheil; daß Herz einer solchen Schönen bietet genigenden Raum für ein halbes Duzend, von denen aber keiner etwas von seinen Nebenbuhlern erfährt darf.

Am schlimmsten fährt bei den zarten Verhältnissen der Criada, wie schon bemerkt, ihre Herrschaft, indem jene für ihre Wege immer die doppelte Zeit braucht und unterdessen das Essen anbrennt oder zur bestimmten Zeit erst halb fertig ist.

Der Herr Gemahl wartet inzwischen mit ährlicher Ergebung auf den Moment, wo seine theure Hälfte erscheint und ihm die erspente Mitteilung macht, daß endlich die Schwierigkeiten beseitigt sind, die das pünktliche Antragen des Mittagbrotes so lange verzögert haben.

Zu diesem Zweck kehrt wir zu der erwähnten Lorenza zurück, die in der That trotz des nicht immer liebendwürdigen Weisens von Donna Encracia und ungeachtet der vielen Unarten der Kinder bereits mehrere Jahre im Hause ausgehalten hat.

aufser durch den Strafenbrot zu schleifen. Sie lenkt ihre Schritte nach den benachbarten Kaufhäusern, um Einkäufe für die Wirthschaft zu machen, zum Fleischermeister Escriban (Stephan) und zur Grünfrau, der „Tante“ Jelsa.

Zuweilen, wenn der Gehalt des Hausherrn vorläufig gelipert ist, weil er sich aus irgend einem Grunde bei seinen Vorgesetzten mitleidig gemacht hat, (ein in Spanien häufiges Vorkommniß, das man cosantise nennt) gestaltet sich die Sache noch weit schlimmer.

„Ach, was sollen wir nur noch anfangen?“ „Galt, gnädige Frau, mir fällt etwas ein! Wenn Sie vielleicht ein Paar überflüssige Schmuckachen hätten oder ein jeidenes Kleid, so könnten wir dies auf's Leihamt tragen, morgen ist gerade Sonnabend, wo ...“

„Nun, dann habe ich nichts dagegen einzutreten.“ In solchen Fällen wird die Criada zu einem retenden Engel, wie oft sie auch sonst als ein kleiner Hausdrache erscheinen mag.

Im Geschwindschritt fliegt sie nach Hause und sollte ihr unterwegs zufällig einer ihrer diversen Liebhaber begegnen, so darf er sicher sein mit einem kurzen, „ein ander Mal, ich habe Eile!“ abgepeißt zu werden.

Auch die ehemalige Criada, die lange Jahre in ein- und derselben Familie gedient hat, referirt sich bei ihrem Weggange verschiedene Rechte. Die Kinder ihrer Herrschaft, die sie unter ihren Augen hat aufwachsen sehen, die sie auf den Armen getragen und mit Geldstücken von Geppentzen und Klobolden unterhalten oder erschreckt hat,



anzuhalten und sich eingehend nach ihrem Befinden zu erkundigen. Kommen die betreffenden Personen dadurch zuweilen auch in peinliche Lagen, so beurtheilen sie es doch mit Nachsicht, denn es ist ja im Grunde nur ein Zeichen treuer Anhänglichkeit.

So geht die Criada durch's Leben, immer steigend und wohlgenüht und stets mit einem großen Vorrath von Mitleidens aus der ganzen Nachbarhaft versehen. Der Abend ihres Lebens gestaltet sich nach den verschiedenen Verhältnissen verschieden. Bleibt die Criada viele Jahre bei derselben Herrschaft und ist diese mit äußeren Glücks- gütern hinreichend gesegnet, so erhält sie vielleicht von ihr das Gnadenbrod und darf, gleichsam als eine Art Familieninventar, ihre Tage im Hause derselben beschließen. Ist es ihr aber nicht gelungen, bei irgend einer Herrschaft festen Fuß zu fassen, ist sie beständig von Haus zu Haus geflattert, wie ein Vogel von Baum zu Baum, so sieht es mitunter trübe um ihre Zukunft aus. Sie darf dann froh sein, wenn ihre Erbparrnisse so weit reichen, um damit einen kleinen Kaufhandel in Streichhölzchen, Zunderkerzen, Mangetentkuppen und Kleinigkeiten anfangen zu können, der ihr einen kümmerlichen Unterhalt abwirft. Jedoch nicht selten glückt es auch der Criada einen ihrer sechs Schätze in dauernde Fesseln zu schlagen und dann zur Frau Sergeanten zu avancieren oder die Gattin eines wackeren Handwerkers zu werden.

Wie günstig sich aber auch das Schicksal der Criada gestalten mag, immer bleibt sie ihren früheren Lebensgewohnheiten getreu und läßt es sich nicht nehmen nach wie vor recht früh aufzustehen oder mit ihrem Wachsthor an den Manzaneros zu gehen und dort ihre Wäsche selber zu waschen, denn sie hat während ihres stillen aber arbeitsvollen Lebens die Erfahrung gemacht, daß der Mensch sich am wohlsten befindet, wenn er immer mit einer nützlichen Thätigkeit beschäftigt ist.

Unter der Maske.

Auch eine Carnevals-Plauderei von J. Ewald.

Wahrlich, der Irrthum ist eigen,
Der zeigt die Menschen umzirt,
Wenn sie als Narren sich zeigen,
Und sie ja nicht merken!

Ein Bestimm't.

Bald zieht er wieder von hinnen, der alte, tolle, lustige Geißel mit seiner bunten Narrenkappe, und — einladend zu des Maskenfestes Freuden — schüttelt er lärmend und tanzend seine Schellenkappe. Ihwar schütteln bemooste Säupter ernst dazu die weißen und weißen Köpfe, brummen vielleicht auch etwas nicht sehr schmeichelhaft Klingendes in den Bart von „Unsin, Narrenheit!“ u. i. w., meist aber behalten sie's doch still für sich — Hungerweise! — denn gegen den Strom läßt sich nicht schwimmen und der gewaltige Feuchtschubel reißt ja so gebieterisch Alles mit sich fort, daß sogar die Philosophen Mühe haben, ihre ganze Würde zu bewahren, um sich völlig neutral zu verhalten und nicht vielleicht auch ein ganz klein wenig von der allgemeinen Heererei sich anstecken zu lassen, denn — wahr ist's doch nun einmal: der Mensch trägt sein Heilichen Narren in dieser oder jener Form meist — und wär's incognito — mit sich herum.

„Jeder hat seinen Narren frei —
Der's nicht glaubt, hat ihrer zwei!“

und deshalb thut es zuweilen Menschen gut, wenn er ganz offiziell es zeigen und austoben darf: unter der Maske! Wie alt die Maske ist und der Gebrauch, sich zu maskiren — Nomen et omen! — in dem Namen liegt schon die Bedeutung; das Wort „Maske“ bedeutet nämlich, von arabischen mascara abstammend, soviel als „das Spiel“, und allerdings waren es eben nur die Schauspieler, welche Gesichtsmasken trugen. Die ersten Urursachen davon tauchten freilich bereits früher auf, hervor- gehend aus dem Bestreben, sich zu verkleiden, zu ver- ändern, unkenntlich zu machen.

Aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke lebten es die alten Griechen schon bei Gelegenheit ihrer Gentes und Winzerfeste, daß die ländlichen Rosenreifer sich das Gesicht mit Weinbeize bemalten; auch bei den antiken Bacchus- festen pflegten die bescheidenen Bacchanten und Bacchantinnen ihr Antlitz — um ein gewisses Antognito herzustellen, was oft sogar recht nöthig war! — entweder mit den Blüten gewisser Berenajst oder mit dem Blut der Spierthiere zu befeuchten — auch eine Art von Larve also! — Von dort aus hielt sie ihren Einzug auf die Bühne! — Die Darsteller damaliger Zeit, denen die nöthige Kunst des Schmuckens und die edle der Mimik eine terra incognita noch war, bebedeten anfangs ihr Gesicht mit Aläthen oder schwarzen Weinbeize darauf; — deren Zweck war es, den Verdienst besaß, zuerst eine oedentliche Gesichtsbildung einzuführen, war kein Geringerer, als der Vater des griechischen Trauerspiels, der berühmte Mithridates (525—456 v. Chr.) und indem er dieselbe menschenwürdiger und menschenwürdiger gestaltete, er fand er so mit die erste, eigentliche Maske!

Andere Zeiten — andere Sitten! Damals im Alter- thum die ergebene Dienerin der blutigen Tragödie, und heut zu Tage die unzertrennliche Begleiterin, ja Beherr- scherin des tollsten und ausgelassensten aller Possen, Schwanz- und Lustspiel Souveräne, des Prinsen Carneval!

Anfangs in Griechenland aus feiner Baumrinde herge- stellt und von ihrem Erfinder wirksam unterstützt durch die Zutat einer entsprechenden Ausstattung: lange Ge- wänder, hohen Schuh (Kothurn) und Verschönerung der sonstigen Darstellung — denn er verbesserte das ganze Bühnengewesen — vervollkommnete sich diese Gesichtsbildung immer mehr und wuchs mit der Zeit an Ausdrucks- fähigkeit und Vielseitigkeit. Auch begann man, solche aus Stoffen und Wachs, Holz und Leder zu verfertigen,

man stellte tragische und komische, ja sogar welche mit 2 oder noch mehr Gesichtern her; mußte doch damals die Aufgabe erfüllen, zur Charakterisierung verschiedener Stände und verschiedener Leidenhaftigkeiten beizutragen, und z. B. so gut komisch-lachende, wie tragisch-schmerzliche Tänze-Masken, sogenannt „orchestrische“, für die Jünger der Terpischore. Nicht nur die Gesichtszüge bedekten, verbargen sie zugleich den ganzen Kopf, garnirt mit ver- schiedenem Haarwuchs oder sogar Bart, und mit sehr ge- räumigen Oeffnungen für den Mund, dessen Gewalt und Suada noch verstärkten Schall erhielt mittelst Extra-Metallklappen. War bei solchen Vorrichtungen auch von feiner Nuancierung in Bezug auf Mienspiel und Stimme keine Rede, so war der Verlust damals doch kein großer, weil die Theater der Alten riesige Dimensionen aufzu- weisen hatten, und das verehrliche Publikum ja so weit entfernt von der Bühne sich befand, daß es von der Mi- mit ohnehin nicht viel gewahrt hätte!

Unsere heutigen Maskeraden sind den sogenannten Cha- rakter-, National-, Phantasiemasken z. flammen von dem antiken Feuchtschubel: den römischen „Saturnalien“ her — Feste der alten Römer, zum Unbeden an das goldene Zeitalter gefeiert, bei denen Herren und Sklaven — ge- wiss ein Nummernschanz! — für kurze Zeit die Rollen tauschten! — Anfangs währte diese Herrlichkeit nur einen Tag: den 19. Dezember; später, seit Kaiser Augustus (31 v. Chr., bis 14 nach Chr.) drei Tage, nämlich vom 17. bis 19., und noch später, als die „Sigillarien“ hin- zuzunehmen, dauerten die Feste gar bis zum 23. Dezember.

Von der Bühne und dem Carneval des klassischen Mit- teraltums ging die Maske allmählig in's Mittelalter über und bürgerte sich namentlich dort in den „Mysterien“ ein, in jenen geistlichen Schauspielen, die Ananas in den Kir- chen, später auf öffentlichen Plätzen stattfanden, um Kaiser, Teufel und Verdammte dadurch zu charakterisieren. Auch das italienische Volkstheater brachte immer wiederkehrende Masken, in Form des beliebten Garlefin, Pierrot, Pulci- nella u., deren Ueberreste man ja noch jetzt umherputzen sieht, und auch außerhalb der Bühne begann die Lust, sich zu maskiren, zuzunehmen! Was wäre ein Carneval, was wäre die lustige, tolle Faschnacht ohne die Larve, die bunte, schätzbare Verkleidung! Und was ein Fasching ohne Maskeraden, Narrenfeste, allerbühmliche Volks- bräuche u. i. w. und ohne die eifrige und rege Beteilig- ung aller Stände?

„Die Narren haben die Faschnacht erdacht:
Dadurch sie haben getriebe'n ihre Fracht,
Ist Mancher zum armen Mann gemacht!“

Jaht zwar ein satirisches Ergußgedicht aus dem 15. Jahr- hundert, worin die Vortheile der Menschen gegeißelt werden, — natürlich vorhergehend — denn einmal im Lauf des ersten langen Jahres so recht nach Herzenslust tolle „Freiheit und Gleichheit“ auf's Banner schreiben zu dür- fen, ohne daß man getraut oder getadelt dafür werden kann, ist auch wohl gerade kein Verbrechen, wenn's nicht übertrieben, sondern hübsch mit Maß und Ziel betrieben wird. Zu dem lustigen Carneval aber und der Maske- rode gehört nun einmal die schätzbare Maske oder Larve, das Hirr für alle möglichen Maskenscherze, Tollheiten und Darstellungen, besonders in der bella Italia, der Hei- matshütte des Masken-König, nebst hirnlichen Schlächten, deren Geschosse Blumenkätzchen und Conzett bilden:

„Es drängt und jubelt, singt und klingt
Durch Roma's alte Straßen,
Die Narrenheit hoch die Fahne schwingt,
Die Maskenspiele man reien!“

Konnte man wenigstens ehebem mit Recht ausrufen, als noch der Carneval's Jubel in allem alten Glanze dort austoben sich wolte.

Was nun unsere modernen Maskenbälle anbetrifft, so verdanken dieselben ihr erstes Entstehen eigentlich — einer Dame und zwar einer sehr hochstehenden und berühmten! — War es doch die bekannte Katharina von Medici, welche im 16. Jahrhundert zuerst in Frankreich die maskirten Bälle einführte und „courtsable“ machte und dadurch in Frankreich und anderswo bei Hof und überall in Mode brachte. — Welche Chancen und Nuancen bot das bunte reizvolle Maskenspiel allein, welche die Intrigue liebten und man liebte sie sehr zu jener unruhigen Zeit! Unter der Maske ließ es so gut sich intriguen, spioniren, sich mo- quiren, amüfiren und foquetiren und auch für galante Liebes- und andere Abenteuer bot sie ein reiches, weites Feld, dem Ball und andern Festlichkeiten zugleich einen ganz anderen und viel unterhaltenderen Charakter ver- leihend.

Unter König Ludwig XIV. von Frankreich (1643 bis 1715) tanzte man sogar alle Ballets mit Masken vor dem Antlitz; erst anno 1776 wagte es der Tänzer Gar- del, sein wahres Gesicht beim Bühnenauftritt zu zeigen! Hatte unter König Franz I. (1515—47) doch sogar die allge- waltige Frau Mode geboten, daß die Damen mit Larven vor dem Gesicht ausgingen und zwar titulierte man die- selben: „Saphirfächels-Verberger“ (caecalaid) oder „Wolf“

Was Alles sonst noch unter der Maske sich verborgen hielt im Laufe der Jahrhunderte, das ist freilich nicht immer so lustig gewesen, wie im tollen Carneval! — Neben- lich wie jetzt bei königlichen Beichbegünstigten die un- heimlichen Gugelmänner, verborgen einst die gefährlichsten Richter der heiligen Römische ihre Züge; der Fener des peinlichen Gerichts bedeckte einst sein Antlitz durch die Larve, wenn er das Todesurtheil vollzog und in Alt Be- nedig waren nicht nur die Richter verlarvt, auch den Verur- theilten verberg eine Kapuze, den Fener ein Vrir; alles war dabei maskirt, d. h. geheimnißvoll verhüllt, sogar der Urtheilspruch und dessen Vollziehung selber! — Auch solche Masken gab es schon, mit deren Demaskierung man

bereits seit Jahrhunderten vergeblich sich beschäftigt, — vor allem jener Unkenntlichen, welcher unter der Maske seine Züge bergend, den unglücklichen Karl I. Stuart, Englands König 1649 entpante, ebenio wie es ein ungelöstes Räthsel bis jetzt blieb, wer jahrelang unter der Regierung Ludwig XIV. von Frankreich, streng abgegeschlossen und von Niemand Aug' in Aug' gesehen, als Gefangener im Ker- ker schmachtete, als „Mann mit der eisernen Maske“ nur der Nachwelt jezt bekannt, denn daß es ein Bruder des Königs gewesen, gehört nur noch zu den verschiedenen Ver- muthungen, die um diese mysteriöse Persönlichkeit sich nach und nach gruppirten. —

Um schließlich noch zu fremdbildern oder vielmehr tragi- komischen Bildern zurückzukehren, sei noch erwähnt, was die vielseitige Maske „im Dienst der Schönheit“ schon geleistet, sei in Alt-Rom der Schauspieler Placius Gellus sie zuerst auf dem Theater benutzte, weil er das Un- glück zu scheitern hatte. Die römischen Frauen der des- halb gerühmten Kaiserzeit liebten es nämlich, Gesicht's Masken zur Pflege und Schonung ihrer zarten Haut zu tragen; so schützte die eitle Popia Sabina, Gemahlin des berück- tigten Nero (54—68 n. Chr.), welche 560 Gelainen be- sessen haben soll, um sich täglich in deren Miß zu baden, sich durch eine Maske von Sammet mit Hundshaut-Futter. Schon anno dazumals hielt nämlich das schmerzliche Gesicht sehr viel auf Konfervierung und Verschönerung der Haut! Man schmückte sich, gebrauchte kosmetische Mittel und suchte die fatalen Nachwirkungen und Spuren der Tru- gemalerie unter Anderem durch das nächstliche Tragen einer Feuchtschubel oder lebernen Maske auszugleichen, resp. zu entfernen. — Zur Zeit Augustus XIV. von Frankreich trat man sogar Log- und Nachmasken, — bei Tag von schwarzem Sammet, um gegen die Einflüsse von Luft und Sonne sich zu schützen, nachts aber aus feiner Leinwand, getränkt mit Feuchtschubel und bestrichen mit einer Mischung, zusammengesetzt aus: Wachs, Pomade, Balm und Kampher, um das Antlitz zu kühlen und die Haut zu ver- bessern.

Auf die vielen und vielerlei Faschings- und Faschnachts- Aufstellungen „unter der Maske“, näher eingehen zu wollen, hieße zu weit sich ergehen, — konstatirt sei also nur noch, daß Se. Majestät Prinz Carneval heutigen Tags das ausschließliche Maskenrecht besitzt, als privilegirte Zer- zeuge für Maskenfreiheit und Anonymität! Selbst auf den weltbekanntesten Brettern der Bühne hat man ja längst die antiken, unbeweglichen Gesichtsmasken ad acta gelegt, und zu manchem Andern, das sich überleitet, in die Num- merkammer genossen. — Dafür aber geschieht noch man- cherlei auf der großen Bühne des Lebens „hinter der Maske“, nur mit dem kleinen Unterschied, daß wer im Carneval und zur Faschnachtszeit sie trägt, ein offizielles Privilegium darauf hat, sowie jene goldene Narrenfreiheit, die alljährlich einmal sich entfalten darf; verbergt er sich doch, und zwar von Heuchelwegen — in dem allerhöchsten Schutze des regierenden Saison-Herrschers stehend „unter der Maske!“

Männigfaltiges.

„Keine Winnen. Keine Väter.“

Nicht zu still mit der Hoff buntschneigen Wissens ihr Lehrer
Nähet den Knaben mir auf; selten geübt er davon.
Kräftig und läßt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen
Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.
Emanuel Geibel.

Warum neigt ihr reich,
Was euch nicht recht ist?
Ist Karren denn kein Reich,
Weil er kein Reich ist?

Paul Heyse.

Gechimschrift.

| | | | | | |
|------|------|-------|------|--------|--------|
| wenn | ir's | den | sich | ei | blatt |
| du | daß | die | ne | lernst | sprich |
| tu | nur | je | wie | des | geb |
| ding | und | die | kein | wi | zwei |
| der | der | sei | von | der | spre |
| bre | ten | blatt | den | hat | zu |

Charade.

Das Erste ist heiligt,
Bei allen Dankbedeutungen,
Es pflegt indessen auch
Auf Mangel hinzuweisen.
Das Zweite ist gemacht,
Um sich davon zu laben,
Und wer das Erste hat,
Kann auch das zweite haben.
Das Ganze, dem die Eins,
Nicht auch die Zwei willkommen.
Wirt wie logisch, was es
Zins Erste fortgenommen.

Wörter aus Nr. 9.

1. Silbenaufgabe: Opal. Baba. Souverän. Waise. An- ton. Nöcker. Martha. Orbe. Balan. Solami. Kalms. Wirt. Aus. Zucht. Jren. Rasch. Julie. Ober. Dorer. Emma. Melodien. Nostal. Antoinette. Verden. Sabocog. Ob's warm, ob's kalt, in jedem Fall viel Narren gibt's im Carneval.
2. Vogelpflanz: Gebud, Geth.

Correspondenzen zu Nr. 9.

Erschaffer S. G. Lehmann. Alles richtig. Wilhelm Kramer in K., Emil Schmidt, Anna R. Nr. 1 richtig. Ernst Reich, Maria Müller, C. S. Helene Jäger, 2 richtig. G. Drehsapf, richtig.